

~~P. 11. 56~~ EX BIBLIOTH.
NATIONIS HUNGAR.

III. B. 33. VITEBERG.

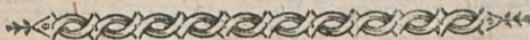
SIGNAT. MDCCCXIII.



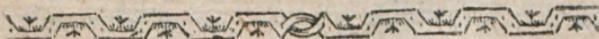
Pannonum Bibliotheca:
offert. Sam: Urbay
1804 ad 23 Junii

Der
Englische Greis,

von * * *



Zehnter Theil.



Hamburg, 1767.



Der

Englische Breis.

Sechs und dreyßigstes Stück.

Die gesunde Vernunft lehret uns, daß es um die vernünftige Selbsterkenntniß, eine fürtreffliche und sehr nützliche Sache ist, und kein vernünftiger Mensch wird es läugnen. Denn sie ist es, die uns weise, sittsam, demüthig, behutsam, gesellig, und denen Nebenmenschen nützlich machet. Ohne die so nöthige Erkenntniß unserer selbst, und wenn uns gleichsam nicht bewußt ist, wer wir sind, bleiben wir zu sehr vielen fürtrefflichen Tugenden, und besonders zu einem wahren Mitleiden und zu einer wahren Nächstenliebe ungeschickt und unempfindlich, unsere Vorzüge verlieren deswegen sehr vieles von ihrem Werthe, und wir be-

R r 2

tre-

treten niemals diejenigen Staffeln der Tugend, die wir, wenn wir eine gründliche und wahre Selbsterkenntniß von uns selbst zuerst hätten, gewiß betreten würden; und wie sehr würde dadurch unsere übertriebene Eigenliebe gemindert werden, wir würden alsdenn anfangen, unsere Mitbürger dieses zeitlichen Lebens recht vernünftig, und brüderlich, und nützlich zu lieben. Wenn ein jeder Mensch sich bemühet, seine Person zuerst recht zu erkennen und recht zu beurtheilen zu lernen, wie freundlich, wie gelinde, wie liebreich würde er alsdenn die menschlichen Fehler und Vergehungen seines irrenden Nächsten zu bessern suchen; ja, selbst die halsstarrigen Gemüther würde er zuweilen noch endlich besiegen und zur Tugend angewöhnen, sein Exempel würde sie endlich noch zu einer ihnen sehr heilsamen Selbsterkenntniß bringen, so sehr sich auch öfters solche Halsstarrige bemühen, der Tugend auszuweichen, und dieses darum, weil ein sich selbst kennender Vernünftiger, ihre Unarten, Fehler und Vergehungen mit vernünftiger und großer Behutsamkeit tadelt und zu verbessern suchet. Wenn man den fürtrefflichen Werth und Nutzen der Selbsterkennt-

Kennt-

Kenntniß recht verstände, so würde man selbige zuerst zu seinem eigenen Ziel und Augenmerk machen, und die Besserung seiner Brüder würde alsdenn eines solchen vernünftigen Menschen tägliche Beschäftigung seyn; ein solcher vernünftiger und weiser Mensch, würde seinen Nächsten mit Vernunft und Freundlichkeit zu bessern suchen, Stolz, Hochmuth, Eigennuß, Verachtung, Neid, Zorn, Haß, die so lieblose und schädliche Feindschaft und dergleichen Laster mehr, würden durch die Seinselbsterkenntniß ihre Stärke verlieren, entkräftet und endlich von ihm besieget werden. Es ist demnach der Mühe werth, die Selbsterkenntniß umständlicher und gründlicher zu betrachten.

Es ist längst mit sehr vielen, zureichenden, und unumstößlichen Gründen, von gründlichen Gelehrten, fürtrefflich bewiesen worden, daß die Betrachtung unsers Wesens, in der That eines von denen wichtigsten Geschäften ist, das wir nur immer unternehmen können; unzählige Fehltritte würden nicht begangen werden, und unterschiedene nützliche Tugenden häufiger in der Uebung seyn, wenn wir uns nur gewöh-

nen könnten, fleißig zu bedenken, was wir selbst sind. Ich rathe demnach allen meinen Lesern an, dieses einzige zu bedenken, daß sie Menschen sind. Die Früchte, die sie davon spüren werden, werden unvergleichlich seyn. Der größte Theil der Weltweisheit beruhet, meines Erachtens, darauf, daß wir lernen, was wir sind. Wissen wir dieses einmal recht, so bemühen wir uns auch, zu erfahren, wie wir seyn sollen; und auf diese Art stehet alsdenn der Weg in das Land der Zufriedenheit offen, wohin man nicht richtiger, als unter Begleitung der Tugend gelangen kann. Der herrliche Bau unsers Leibes, die große Kunst, die wir in der Zusammenfügung der vielerley Theile desselben wahrnehmen, weist uns in die Höhe, auf den gütigen und gnädigen Schöpfer, welchem wir unsern Ursprung zu danken haben. Es erhellet aus den Schriften der heidnischen Weltweisen, daß sie durch die Betrachtung ihres Leibes zu dem hohen Grade der Dankbarkeit gekommen sind, womit sie ihre nichtigen Götter verehrten. Die Vergänglichkeit unsers Leibes, und die viele Gefahr, womit er durch sehr viele Zufälle belegen wird, lehren uns unser Nichts, und

flößen

schenken uns die Demuth ein. Wir lernen be-
 merken, daß unser nichtiger, zerbrechlicher, hin-
 fälliger Leib, gleichwohl mit einem lebendigen
 Odem belebet, und daß dieses zusammen eine le-
 bendige Person ausmachtet, für die Erhaltung
 derselben wir eine nöthige Sorgfalt tragen mü-
 sen; zumahl da uns aus Gnaden von Gott die
 Unsterblichkeit im ewigen Leben bestimmt und
 versprochen ist. Alle unsere Nebenmenschen,
 die diese sichtbare Welt mit uns gesellschaftlich
 bewohnen, sind mit uns von einerley Stoff zu-
 sammen gesetzt, der äußerliche Bau ihrer Lei-
 ber kömmt mit dem unsrigen überein, sie belebet
 einerley lebendiger Odem, sie leben mit uns in
 einerley Luft; uns giebt eine und eben dieselbe
 Erde unsere Nahrung; sie sind eben solche leben-
 dige Personen wie wir. Dieses lehret uns leut-
 selig gegen unsere Nebenmenschen seyn, und zu
 unserer gemeinschaftlichen Erhaltung das unsri-
 ge beyzutragen, ich muß noch mehr sagen, weise
 Worte und vernünftige Bezeigungen sind gleich-
 sam die Funken, welche sehr leicht in dem Zün-
 der des menschlichen Herzens Feuer fangen, und
 oftmals das Unkraut der Laster gänzlich ver-
 brennen.

brennen; Vorurtheile, Unwissenheit und Leidenschaften benehmen.

So bald wir in unser innerstes gehen, so entdecken wir darinnen die Gegenwart eines lebendigen Geistes, den wir Seele heissen. (Man muß merken, daß sehr oft das menschliche Gemüth, welches Verstand und Willen hat, mit dem Namen Seele benennet wird, sehr oft aber auch für die ganze lebendige Person genommen wird, so stehet zum Exempel im ersten Buch Mose: Also ward der Mensch eine lebendige Seele, nämlich: eine lebendige Person.) Wir spüren in unserer Seele, oder in unserm Gemüthe eine denkende und urtheilende Kraft. Was will dieses anders sagen, als daß wir uns dieses gedoppelte Vermögen durch Zunehmung in den Wissenschaften nutzbar machen sollen. Es regen sich in unserm Gemüthe unterschiedliche Leidenschaften, davon etliche auf unser wahres Bestes abzielen, andere aber zu unserm Schaden ausschlagen. Wir sind zugleich fähig, diesen Unterscheid zu bestimmen. Führen wir uns dieses zu Gemüthe, so werden wir uns für uns selbst strafen müssen, daß wir dieser Erkennt-

Kenntniß ohngeachtet, so sinnlos seyn, und uns
 von den wilden Leidenschaften hinreißen lassen.
 Unsere Seele, oder unsere ganze lebendige Per-
 son, pranget nebst andern Vorzügen, auch mit
 der Unsterblichkeit, denn nichts soll durch den
 zeitlichen Tod und durch die Verwesung verlo-
 ren gehen, für Gott lebet alles, was uns auch
 todt zu seyn scheint, ob es gleich unserer Ver-
 nunft unbegreiflich ist, und die Kräfte dersel-
 ben übersteiget, so kömmt doch die Offenbarung
 im göttlichen Worte ihr dabey unvergleichlich
 zu statten, und ergänzet ihre Schwäche. Denn
 für Gott leben alle längst Verstorbene eben so
 wohl, als alle Lebendige, so ist in der Welt
 leben. Führen wir uns die herrlichen Vor-
 theile zu Gemüthe, welche uns aus dieser Un-
 sterblichkeit zuwachsen, so werden wir für un-
 terschiedlichen Thaten bewahret werden, die
 uns vielleicht noch nach diesem Leben schimpflich
 seyn könnten. Der lebendige Odem, oder die
 Seele, ist das edelste von den beyden wesentli-
 chen Stücken unserer ganzen lebendigen Person,
 oder unsers Seyns. Folglich müssen wir die
 meiste Sorgfalt auf dieselbige wenden. Unser
 Gemüth muß immer gleichsam gebauet werden.

Wer der gesunden Vernunft Gehör giebt, folget dieser Lehre, und findet einen Eckel an der Gewohnheit des großen Hausens, welcher auf die Erhaltung des hinfälligen Leibes lediglich sein Absehen richtet, und an die unsterbliche Seele wenig oder gar nicht gedenket.

Diese beyden Theile, mit einander vereinigt, machen eine lebendige Person oder einen Menschen aus, an dem zwar viel Gutes zu bewundern ist, zugleich aber auch mancherley Unvollkommenheiten wahrgenommen werden. Die Ueberlegung des Guten, was mit der Menschheit verknüpft ist, schüzet uns wider die Verderblichkeit. Wir sind edle Geschöpfe: unser gütiger Schöpfer hat uns mit unterschiedlichen vorzüglichen Eigenschaften begabet, die wir an andern Thieren nicht bemerken. Sollten wir daher durch den Gehorsam gegen einige schändliche Leidenschaften, uns selbst unsers Ansehens berauben, und dem unvernünftigen Vieh gleich werden. Wir bemerken aber auch unterschiedliche Unvollkommenheiten an uns selbst; und wir sind glücklich, wenn wir dieselben innen werden. Die Natur hat unserm Hochmu-

the

the dadurch gleichsam ein Geiß in den Mund
geleget. Wer wollte vor den übermüthigen
Menschen bleiben, wenn ihnen ihre schönen Ei-
genschaften allein aufgedeckt, die Fehler aber
verborgen wären?

Ein Pfau würde sich so lange im Rade dre-
hen, bis daß er schwindlich hinfiel, wenn er
sich nicht für seinen schwarzen Füßen schämete.
Meine Leser mögen dieses bekannte Gleichniß
auf uns Menschen deuten; unsere Demuth wür-
de bald hinsinken, wenn uns nicht mancherley
Elend im Zaume hielte. Der menschliche Leib
muß zwar unterhalten werden, doch sind dazu
nur wenige Stücke erforderlich. Der weise
Sirach im 29. Kapitel, im 25. Vers, redet da-
von ausbündig schön: Es ist genung in diesem
Leben, spricht er, wer Wasser und Brod, Klei-
der und Haus hat, damit er seine Nothdurft
decken kann. Ist dieses, wo bleibet der Geiß?
Was findet die Verschwendung für Aufenthalt?
Es ist thöricht, wenn man mit wenigen Sor-
gen in dieser Welt auskommen kann, und sich
dieselbigen ohne Noth häufet. Wird unser
hungeriger Magen vielleicht eher satt, wenn
wir

wir ihm seine Speise in silbernen Schaalen oder in güldenen Gefäßen vorsezen? Ach nein. Warum geben wir uns aber Mühe, so viel zu erkargen, als zu dergleichen nichts bedeutenden Kostbarkeit erforderlich ist. Die Vielheit der Speisen, und die Menge niedlicher Gerichte sättigt uns nicht mehr, als trocken Brod, und ein Trunk klares Wasser, und wer weiß, ob wir nicht gesünder wären, wenn unsere Natur von unseren zärttesten Jahren an diese einfache Nahrung wäre gewöhnet worden, freilich ist unsere Natur nun verwöhnet, und wir sehnen uns nach den Fleischtöpfen, nach Vögeln und Fischen, nach Wein, Bier und Braten. Wir sind nicht gesünder, wenn wir köstliche Speise genießen, als diejenigen Menschen sind, deren Speise wenig kostet. Unsere Kleider sind eine Erfindung, unsere sündliche Blöße, nach dem Falle Adams, zu bedecken, und unsern Leib wider die Kälte und rauhe Witterung der Luft zu bewahren, welche in den Dörtern unsers Aufenthaltes herrschet. Die Zierden, die anigo an die gewöhnlichsten Modetrachten geraacht werden, und der kostbare Sammet, Stoff, Luch und Zeug, woraus wir unsere Kleider verfer-

fertigen lassen, ob sie gleich mit den kostbarsten und schimmerndesten Verbrämungen verzieret sind, ist weder nothwendig noch möglich, und hat auch nicht einmal das Alterthum vor sich. Jener Chursfürst aus dem Durchlauchtigsten Hause Sachsen, wollte einen Pelz von Lämmerfellen lieber tragen, als die nur ein wenig kostbaren Schauben, die unter seiner Regierung damals aufgebracht wurden; weil er von jenen eben dieselben Dienste vermuthete, als ihnen diese leisten konnten. Unsere uralten Vorfahren wußten ebenfalls nichts von der Verschiedenheit so vieler Trachten und Moden, noch auch von der Kostbarkeit und goldenen und silbernen Verbrämungen derselben. Der gründliche Beschreiber ihrer Geschichte, Tacitus, von den Sitten der Deutschen Kap. 17. giebt uns von ihren Kleidern umständliche Nachricht, und wir können aus seiner Erzählung nichts übermäßig prächtiges vermuthen. Alle Deutschen, spricht er, haben zu ihrer Decke ein kurzes Kleid, das sie mit einer Schnalle oder in Ermangelung derselben, mit Fischbein zumachen. Uebrigens bringen sie öfters ganze Tage bey dem Kaminfeuer zu. Die Reichsten unter ihnen

wer-

werden an der Kleidung erkannt, die nicht so weit und abflatternd ist, wie sie die Sarmatier und Parther tragen, sondern enge ist, und an allen Gliedern anliegt. Sie tragen auch die Häute von den wilden Thieren, so an dem Ufer wohnen. Er fährt durch den ganzen Abschnitt fort, ihre Kleider zu beschreiben, und so viel daraus erhellet, so besund der uralten Deutschen ihre ganze Kostbarkeit darinnen, daß sie ihre ledernen Röcke mit Stücken aus den flechtigten Häuten der Seethiere auspuzten. Gewiß diese Kostbarkeit ist ehe vernünftig, als die unsrige, wenn wir das Gold und Silber unserm Beutel berauben, und es auf die Kleider und Hüte setzen. Er saget endlich, daß das dasige Frauenzimmer solche Kleider wie die Mannspersonen trüge, wenn man etliche Kleinigkeiten ausnimmt. Was sollte er aber igt von unsern Zeiten schreiben, in welchen eine ziemlich allgemeine heimliche Armuth, oder heimlicher Geldmangel bey sehr vielen Menschen gefühlet wird, und dem ohngeachtet sind die meisten Menschen dem Stolz in Kleidern und Modestaate fast gänzlich ergeben. Es ist zur Mode geworden, daß man den Leuten mehr ihrer Klei-

Kleidung, als ihrer Redlichkeit wegen, die Leistung einer versprochenen Zusage trauet, und derjenige, der sich heut zu Tage nicht nach der stets veränderlichen Kleidermode den Leib schmücken, und den Kopf freistren lassen kann, denselbigen hält man für einen Menschen von sehr schlechten Eigenschaften, und der nicht viel müßte gelernet haben, da doch der heimliche fast allgemeine Geldmangel der Nebenmenschen, ihn an der zeitlichen Erweiterung seines Glückes hindert; und wie wäre es möglich, daß man von Geldbedürftigen Menschen, Geldreich werden könnte!

Wir müssen unsere Betrachtung über die Menschheit wieder hervor suchen, wovon wir ganz abzukommen scheinen. Da ein Mensch zu seinem leiblichen Unterhalt, im Nothfalle, so wenig bedarf, so wird die Rechtfertigung derjenigen von sich selbst dahin sinken, die nicht satt werden, sich zeitliche Schätze und Reichthümer, Häuser und Güter zu sammeln; ob sie gleich sehr oft diese Frage nicht beantworten können: Was wird es seyn, das du gesammelt hast? O möchten doch alle Geizige die Kunst der Vergnüg-

gnügllichkeit noch in dieser kurzen Wallfarth durch die Welt lernen, und sich begnügen lassen an dem das da ist! Ob sich nun aber gleich die Bedürfnis eines Menschen auf etwas wenig, im Nothfalle, einschränken läßt, so fällt uns doch dieses, was wir zu unserer täglichen Bedürfnis nothwendig brauchen, nicht von sich selbst in Mund, sondern es muß durch unsern Verstand und durch die Arbeit unserer Hände erworben werden. Ein schlechter Trost für die Faulenzer und Müßiggänger, diese untüchtigen Mitglieder des gemeinen Wesens. Es giebt aber auch reiche Müßiggänger, die es durch ihr Gold und Silber so weit gebracht haben, daß andere Leute ihnen mit Schweiß und Mühe ihre Reichthümer vermehren müssen, sie aber müßig zusehen können, und solche Menschen schätzt man für die Glücklichsten in der Welt, weil sie nämlich die Selbsterkenntnis nicht viel brauchen.

Wir sind Menschen: unser Bau ist also beschaffen, daß er leichtlich beschädiget werden kann, und wir sind gewiß übel daran, wenn die edle und unschätzbare Gesundheit einmal
 von

von uns auszeucht. Da merken wir erstlich, daß auch die reichen Müßiggänger und Faulenzer die Selbsterkenntniß nöthig haben, und wenn sie selbige fleißig bey gesunden Tagen gelernet hätten, so würde ihre Gesundheit sehr oft im bessern Flor stehen.

Da nun die Gesundheit so kostbar ist, so laßt uns doch, dieselbige zu erhalten, das unsrige beytragen, laßt uns mäßig leben: denn das Uebermaaß von den nützlichsten und angenehmsten Dingen kann uns schädlich werden, so wie die stärksten Arzeneyen, wenn man sie in gar zu großer Menge auf einmal braucht, so tödtlich sind als Gift. Es ist uns Menschen in unsere Natur gelegt, daß wir gesellig sind, und die wahre aufrichtige Geselligkeit im Umgange mit den Nebenmenschen ist gleichsam der Zucker, welcher den Wermuth des zeitlichen Elendes verfähret. Die Ordnung der Stände ist deswegen seit undenklichen Zeiten also eingerichtet, daß sie ein Absehen auf die Geselligkeit haben. Folglich wird Liebe und Zuneigung gegen andere erfordert. Wir sind es nicht allein, und können auch für uns allein nicht bestehen. So handeln

ja wohl diejenigen recht rasend, die durch Unmenschlichkeit, öffentlichen Haß, Mißgunst, Verläumdung und heimlichen Neid andere Nebenmenschen aufreiben, oder doch unglücklich machen, welches kein Thier gegen seines gleichen von einerley Geschlechte thut. Da wir nun den Regeln der gesunden Vernunft nicht allemal Folge leisten, so müssen ja vernünftiger und einsiehendere Menschen als wir, uns durch Gesetze und vernünftige Regeln den Weg weisen, worauf wir wandeln sollen. Was haben wir für eine gegründete Entschuldigung vorzubringen, wenn wir solchen Gesetzen ungehorsam seyn? Sollen Gesetze in dem gemeinen Wesen statt finden, so müssen gewisse Leute aus der menschlichen Gesellschaft auf die Beobachtung derselben Achtung geben. Es ist der Natur der Geselligkeit gemäß, daß wir diesen Beschützern der vernünftigen Ordnung auch Folge leisten. Wie viel Gutes werden meine geehrtesten Leser nunmehr aus dieser einzigen Betrachtung, daß sie Menschen sind, folgern können.

Sie



Sieben und dreyzigstes Stück.

Es bleibt eine unumstößliche Wahrheit, daß die Beispiele und Geschichte eine außerordentliche Gewalt über das menschliche Herz haben; es ist geneigt, sich nach dem zu bilden, was es an andern Menschen siehet. Die Nachahmung klebet uns nicht nur von Jugend an, sondern ist uns auch höchst natürlich. Selbst diejenigen Handlungen, die uns zuwider sind, und deren wir lieber überhoben seyn möchten, werden uns beliebter, wenn wir sehen, daß andere sie vollbringen. Es mögen gewisse Forderungen noch so hart und gleichsam über unsere Kräfte zu seyn scheinen, so werden wir gereizet, wenn wir sehen, daß ihnen andere Menschen ein Genüge gethan. Wir erkennen alsdenn ihre Möglichkeit, und indem wir geneigt sind, uns für eben so gut als andere zu halten: so treibet uns ein guter Vorgänger an, ihm aus allen Kräften nachzukommen, weil wir glauben, daß das uns nicht zu schwer sey, was einem an-

dem möglich gewesen ist. Muster der Tugend haben allemal sehr viel voraus vor den Mustern der Laster: denn da die Laster was häßliches an sich haben, welches sich offenbaret, so sehr wir ihnen auch im Herzen das Wort zu reden geneigt seyn mögen, so leget sich dieses häßliche an lasterhaften Exempeln noch deutlicher an den Tag, da keine schmeichelnde Eigenliebe uns hindert und verblindet, alles Fehlerhafte an einem andern genau zu bemerken. Die Tugend hat allemal was reizendes, sie ist ein Licht, welches niemals ohne Glanz sich beweget.

Aus lauter selbst von dir entworfenen hohen Bildern,

Will ich, o Tugend, dich dem Volk der Erde schildern,

Der edle Jüngling und der ehrenwerthe Greis
Beweisen, daß du sie machst fromm, fürtrefflich
weiß.

Ein tugendhaftes Beyspiel schläget alle uns eigenthümliche Vorurtheile gegen das Gute nieder, es mindert die Abneigung, und ist gleichsam ein Sporn, der uns anreizet. Wir sehen die Vollkommenheiten, auch wenn wir sie nicht sehen

sehen wollen; und es reget sich bey uns eine geheime Bewunderung, eine Hochachtung: die Tugend wird uns unvermerkt bekannter, wir sehen ihre fürtrefliche Schönheit, wir fangen an sie zu lieben, und befinden uns zugleich auf dem Wege, sie auszuüben. Da die wahre Religion uns zu allen guten Pflichten, und insbesondere zur Liebe des Nächsten und zur Geselligkeit verbindet, so hat Gott in der heil. Schrift nicht nur die Gebote und Forderungen aufzeichnen lassen: sondern weil Gott unsere Natur sehr wohl kennet, so hat er auch in den Geschichten der ersten Zeit uns Exempel der Geselligkeit und Ungeselligkeit vorgemahlet, und damit die ganze göttliche Schrift durchaus gezieret. Ich werde etliche derselben berühren, um den Satz weiter zu bekräftigen, daß die christliche Religion der Geselligkeit sehr vortheilhaftig sey, und daß ein Christ und ein wahrer geselliger Mensch eines und eben dasselbe sey.

Nachdem der Mensch in den ersten Tagen der Zeit sein Herz von seinem Schöpfer, durch Verführung der abgefallenen Engel, von seinem gütigen Schöpfer abgewendet hatte, da er

wider den Zweck seines Daseyns, wider seine Natur gehandelt hätte, fiel er in lauter unnatürliche Regungen und Handlungen: und dieses ist der Ursprung, wie der Laster überhaupt, also insbesondere des entsetzlichen Hauptlasters der Ungeselligkeit und der Feindschaft gegen die Nebenmenschen. Das erste Paar Menschen, welches von Adam und Eva durch die natürliche Geburt hervor gebracht wurde, legte davon die betrübtesten und die nachdrücklichsten Proben ab.

Und dieses ist der Fall, darüber Weise klagen, Gerührt wird unser Herz, so oft sie davon sagen.

Das von Gott abgewandte Herz des Kain ließ dem abscheulichen Meide und der Bitterkeit Raum; dadurch trennete er sich von seinem leiblichen Bruder, und ward der verabscheuenswürdige Erfinder des gewaltsamen Todes, noch ehe der leibliche Tod den erstern gefallenem Bewohnern der Erde mehr, als dem Namen nach, bekannt war. Es mußte demnach der Unsegen, der das menschliche Geschlecht drückt, es mußte die erste Erfüllung der angedroheten Strafe, von der Ungeselligkeit befördert werden. Ein Bruder vergoß das Blut, so ihn mit dem

an-

andern verband: er vergaß seine Eltern, an die er um so viel mehr gewöhnt seyn mußte, weil er auffer ihnen keine andere Menschen sahe, als sie; und sahe er nach etlichen Jahren andere, so waren es seine leiblichen Geschwister; er ermordete einen Bruder, welcher der Zeit nach gleich auf ihn folgete, und mit ihm aufgewachsen war.

In einen so entsetzlichen Verfall war das menschliche Geschlecht gerathen, daß nur aus vier Personen bestand, daß die Feindschaft und Ungefelligkeit in einem Brudermord den bestürzten Eltern das erste Bild des Todes zeigte, und den vierten Theil der Welt in dem ersten Keim vertilgete. Es giebt zu vielen wichtigen Betrachtungen Anlaß, daß das erste ungesellige Laster bey Gelegenheit einer gottesdienstlichen Handlung vollbracht ward: zum deutlichen Beweis, daß zwischen Frommen und Gottlosen keine wahre Geselligkeit Platz findet, und daß die Gottergebenen allemal gesellig, die Bösen aber ungesellig seyn. Die erste merkwürdige Handlung der neuen Menschen war ein abscheulicher Brudermord, welchen ein ungesel-

liger Cain begieng; und man kann mit Recht die Ungeselligkeit das allererste Laster nennen. Denn worinn bestand der erste Sündenfall anders, als in der Abweichung von Gott, in der Ungeselligkeit gegen das göttliche Wesen.

Ich erweitere meine Betrachtung, und sage, daß diese Ungeselligkeit, welcher von den vier ersten Menschen der vierte, durch die Hand des Bruders, geopfert wurde, würde gar bald die noch junge Welt wieder von Menschen entblößet haben, wenn nicht zwey Mittel, diesem Uebel vorzubeugen, sich zeigten, davon das letzte fast eben so schlimm, als die Krankheit, die es heben soll, selbst ist. Das erste Mittel ist die nächste Wirkung der Ungeselligkeit, sie verursacht Haß, Trennung, und sehr vieles widerwärtiges. Ein ungeselliger Mensch kann keine Geselligkeit von andern Menschen hoffen, da er sie andern versaget. Er muß daher der nächste seyn, den die traurige Wirkung seines eigenen Verhaltens trifft. Er wird von dem Baum verletzet, den er mit eigenen Händen gepflanzet hat. Daher Cain, ob ihm gleich Gott selbst Vergebung ertheilte, mit einer bangen Furcht

Furcht vor Menschen überfallen wurde; er, als ein Brudermörder, mußte besorgen, daß seine Brüder ihn nicht verschonen, ja der Vater den Tod seines Sohnes Abels an ihm rächen würde.

Von dieser Zeit an siehet man das Bild der Ränitter an allen Menschenfeinden, ja an allen Ungeselligen, welche als seine ächten Nachkommen zu betrachten sind. Ungesellige sind argwöhnische und furchtsame Leute; denn ihr Gewissen sagt ihnen, daß sie so wenig andern trauen können, als ihnen selbst von andern getrauet werden kann. Da alle Laster ihre Strafe bey sich führen, so ist die Strafe der Ungeselligkeit die allernatürlichste; denn Ungeselligkeit straft mit Ungeselligkeit. Ein Fresser wird nicht wieder gefressen, ein Dieb wird eben nicht wieder bestohlen, ein Mensch, so andere bevortheilte, wird oft nicht wieder bevortheilte; aber ein ungeselliger Mensch ziehet sich recht natürlicher Weise die Ungeselligkeit zu, und kein Laster straft sich so richtig durch sich selbst, als die Ungeselligkeit.

Das andere Mittel gegen die Ungefelligkeit liegt in unserer Natur, die, so sehr sie durch den Sündenfall verderbt wurde, doch keine gänzliche Zerstörung erlitten hatte. Die Gefelligkeit ist uns so natürlich, daß sie nicht hat vertilget, wohl aber verderbet werden können. Diese verderbte Gefelligkeit ist das Mittel gegen die Ungefelligkeit, welches aber gemeinlich so übele Wirkungen nach sich ziehet, als die Ungefelligkeit selbst. Die andere merkwürdige Geschichte, die uns in der heiligen Schrift von dem menschlichen Geschlecht erzählet wird, ist folgende: Es hatten sich die Menschen damals in zwen Theile getheilet, und zwar nach der natürlichsten und wesentlichsten Unterscheidung. Die eine Hälfte, welche vermuthlich nicht die größte war, waren wieder in ein gefelliges Leben mit Gott eingetreten, oder, welches einerley ist: Sie wandelten vor Gott; und diese werden, um dieses genaue Band dieser göttlichen Gefelligkeit anzuzeigen, Kinder Gottes genennet. Die andere und grössere Hälfte blieb in der, von ihrem Anherrn erfundenen Ungefelligkeit gegen ihren Schöpfer, und hießen daher Kinder der Menschen. Diese lebten in

Ge

Gesellschaft, aber ihre Geselligkeit war auch nur eine menschliche, das ist, nach dem Nachdruck der heiligen Bücher, eine im Grunde verderbte Geselligkeit. War nun schon vor der allgemeinen Sündfluth das Herz der Menschen so verderbt, was soll man von der Geselligkeit der Menschen in diesen letzten Zeiten sagen? Dieses muß man sagen: daß die Menschen jetzt ärger als die unvernünftigen Thiere heimlich und öffentlich wider einander wüthen. Man weiß noch sehr wohl, welches Elend und Jammer der letzte langwierige und blutige Krieg in sehr vielen Ländern, und auch in denen unsrigen verursacht und nach sich gezogen hat. Aber was soll man in unsern ruhigen Tagen von solchen Reichen und Begüterten denken und sagen, welche mit ihren erschrecklichen Uebersteigerungen der Haus- und Miethzins, mit ihren entsetzlichen Wuchern und Lieblosigkeit, mit ihren unvernünftigen Zumuthen gegen den Nächsten, die so weit gehen, daß sie als halbe Menschenfeinde, nicht einmal Familien mit Kindern in ihre Häuser nehmen wollen, obgleich die entsetzlichen Zinsübersteigerungen deswegen nicht vermindert noch abgeschaffet werden, und gleichsam einen neuen

neuen Krieg, Verwüstung und Zerrüttung unter den Menschen anfangen, da es doch deutlich und klar ist, daß alle entfegliche Zinsübersteigerung und Wucher an dem Nächsten, bey jetzigen nahelosen Zeiten, mit unter die himmelschreyenden Sünden gehöret, denn solche heimlich das Mark des Nächsten aus seinen Knochen verzehren, sein Brod nehmen, und seine Lebenstage abfürzen; aber der Herr ist Rächter über das alles. Möchten doch die Regenten der Erde, dergleichen Wucher, Miethzinsübersteigerungen und andere Lieblosigkeiten gegen den armen und gequälten Nächsten, durch weise Verordnungen und Befehle gänzlich abhelfen! damit ein jeder Mensch, damit auch der Arme, um ein billiges Miethzinsgeld unter Dach und Fach mit seinen Kindern kommen könnte, damit nicht nur die Reichen allein in Pallästen prangten, und gleichsam die redlichen, aufrichtigen Armen in ihren baufälligen Hütten vor Hunde hielten; die einer bessern Wohnung, ihrer unvernünftigen Meynung nach, nicht werth wären. Möchten doch Lehrer und Prediger deutlich und eifrig wider solche Miethzinsübersteigerungen, Wuchern, Lieblosigkeit, Verachtung,

tung,

tung, Pressen und Bedrängen der Hausarmen
 und aller anderer Armen, auf den Kanzeln pre-
 digen, und denen geldgeizigen und lieblosen
 reichen Leuten die Abscheulichkeit dieser Laster
 zeigen, und sie davor warnen, damit sie noch
 wie Brände aus dem Feuer errettet würden.
 Denn alle Menschen machen in dieser Welt gleich-
 sam eine einzige Familie aus, und wir wohnen
 alle in einem Gebiete des Schöpfers. Darum
 laßt uns einander aufrichtig lieben.

Hier geht es zu oft sehr ungleich,
 Der Arme muß sich schmiegen;
 Wer nur Geld hat, und ist sehr reich,
 Vor dem muß man sich biegen.
 Wer nicht hat großer Herren Gunst,
 Dem hilft auch nicht sein' größte Kunst,
 Er muß darnieder liegen.

Ich komme wieder zu meiner obigen Betrach-
 tung des menschlichen Geschlechts. Ich habe
 oben gesagt, daß die Kinder der Menschen in
 einer im Grund verderbten Geselligkeit leben.
 Die heiligen Bücher zeigen uns auch die Art
 dieses Verderbens. Sie berichten uns, daß
 die Kinder Gottes nach den Töchtern der Men-
 schen

schen gesehen haben, daß sie vornehmlich, ja einzig auf ihre Schönheit gesehen, und daher ihre Gesellschaft gesucht haben. Hier finden wir die erste Nachricht von der verderbten Liebe des einen Geschlechts gegen das andere. Verstand und Tugend, das einzige wahre Band und die besten Stützen der Geselligkeit, der Freundschaft und der Ehe, ward aus den Augen gesetzt; eine schöne Bildung wohlgestalteter Glieder, war der einzige Bewegungsgrund, daß die Frommen mit den Gottlosen eine solche Geselligkeit stifteten, die bis zu den genauesten Verbindungen gieng. Seit dieser unseligen Zeit heißt noch eine wollüstige Geilheit, Liebe. Und obgleich die allgemeine Sündfluth alle Gebräuche der ersten Bewohner der Welt zugleich in die Vergessenheit gestürzet hat: so ist doch diese verderbte Geselligkeit durch die überschwemmte Welt bis auf uns gekommen, und erhält mit zunehmendem Weltalter nur eine größere Stärke.

Es war gewiß die schönste Hoffnung, die goldenen Zeiten zu sehen, als die Zwistigkeit zwischen den Menschen durch die genauesten Wechselbeurathen beygelegt wurden. Es nahm ein
 allge

allgemeines Vertrauen, und ein geselliges Leben durch den ganzen bewohnten Erdkreis überhand. Man mochte reisen wohin man wollte, so war man bey Freunden, und gleichsam wie zu Hause. Das weibliche Geschlecht hatte die Ehre, das feste Band ganzer Völkerschaften zu seyn. Die Veränderung der Personen hinderete die Geselligkeit und die Gesellschaft nicht, denn diese Vorfahren lebten bis fast an tausend Jahre, und sie konnten nach Neuhundert Jahren noch die Urenkel selbst sprechen. Die alten Freunde sahen die jungen aufwachsen. Konnte irgendß eine Geselligkeit vester seyn? Und auf dieser Seite der Dauerhaftigkeit hat man ihr nichts vorzuwerfen, sie war vielmehr gar zu dauerhaft. Die Frommen verließen ihre Geselligkeit mit Gott, sie opferten sie einer menschlichen Geselligkeit auf: ihre Beschäftigungen, (eben fast wie ist,) waren Gastereien, Schmäuse, Heyrathen; sie assen, sie truncken, (heut zu Tage heißt es bey vielen umgekehrt: Sie frassen, sie sofften &c.) sie freyeten und ließen sich freyen, sie suchten eine thörichte und blas sinnliche ja viehische Geselligkeit, welche
 end.

endlich zum Verderben des ganzen menschlichen Geschlechts ausschlug.

Ein kleines Geschlecht, eine einzelne Haushaltung hielt sich von dieser Geselligkeit zurück. Noah und seine Kinder, sehr wenige Seelen, hatten keinen Theil daran. Es ist nicht nur zu vermuthen, sondern es ist ganz gewiß, daß die übrigen Menschen diese kleine Schaar für Menschenfeinde, für Mucker, Pietisten, Sonderlinge und Phantasten ausgeschrien haben. Als Noah ihnen das Verderben ihrer Geselligkeit hundert und zwanzig Jahr vorher vorhielt, haben sie ohne Zweifel ihn einen alten mürrischen Mann genennet, und es werden sich mehr als ein Geselliger gefunden haben, die ihnen die Gründe solches Verfahrens an die Hand gegeben haben. Vielleicht hat mancher geselliger Mensch vor der Sündfluth die Religion bestürmet, und zu einer unächtten Geselligkeit Ermunterungen gegeben. Es ist leicht zu denken, wie sehr die Satyre vor der Sündfluth den frommen Noah werde gegeißelt haben. Er bauete auf trockenem Lande, vielleicht aus dem Walde eines hohen Gebirges sein Schiff: hat wohl je ein

ein witziger Kopf reichere Materie zu lachen gehabt, als über diesen Bau. Wir, die wir die Wirklichkeit der Sündfluth wissen, können über ihre Möglichkeit noch nicht eins werden.

Die alten vorsündfluthischen Naturkündiger haben ohne Zweifel den Noah für einen Träumer gehalten; sie werden in kleinen und grossen Tractaten, mit und ohne Kupfer, die Ohnmöglichkeit einer allgemeinen Sündfluth mathematisch erwiesen haben. Sie haben nach den Regeln der Hydrostatik, (oder des Wasserwägens,) dem Noah seine vermeinte Thorheit gezeigt. Mich dünket, daß die vorsündfluthischen Gottesgelehrten, die sich auf die Philosophie gelehrt, aus der Natur Gottes unwi- derleglich werden dargethan haben, daß es den Eigenschaften Gottes gerade zu entgegen laufe, wenn er die Menschen, die er geschaffen, ver- tilgen, und den fanatischen Noah, der sich götrliche Offenbarungen einbilde, mit seinen wenigen Kindern allein erhalten wolle. Kurz, ich bin gewiß, daß alles, was demonstrieren, schreiben und mahlen konnte, nebst allen Red- nern und Dichtern sich gesellig zusammen gethan.

E t

habe,

Habe, die Geselligkeit der ganzen vorsündfluthischen Welt gegen den ungeselligen Noah hundert und zwanzig Jahr lang zu vertheidigen. Welche Menge Bücher und Streitschriften, welche mit vielen Scheingründen ausgeschmückte Vertheidigungen müssen damals nicht zum Vorscheine gekommen seyn, zumal da die damaligen witzigen und gelehrten Köpfe 120 Jahr an einander schreiben konnten. Welchen Vortheil hat nicht die Sündfluth uns in Verschwendung dieser Schriften erwiesen.

Ich bin überredet, daß die damaligen Aerzte, (denn Aerzte mußten nothwendig bey dieser wollüstigen Geselligkeit statt finden,) einen heilsamen Rath versammelt, und dem Noah niederschlagende Pulver, verdünnende Tränke, Aderlassen und mäßige Leibesbewegung werden angerathen haben. Die jetzigen würden ihn gewiß in Verwahrung zu bringen für dienlich befunden haben. Die lustigen Gesellschaften haben gewiß Lustreisen nach der Arche angestellt, und in den noch unausgebaueten Zimmern bey einem Glase Wein, sich mit den Töchtern der Menschen auf Unkosten des armen Noah etwas

was zu gute gethan. Dieses sind meine zufälligen Gedanken, die sich durch die Beschaffenheit der jegigen Welt, die nach dem Zeugniß des Erlösers mit der vorsündfluthischen sehr viel gemein hat, ganz und gar rechtfertigen lassen.

Ich komme wieder zu der Hauptsache. Die verderbte Geselligkeit der Vorwelt brachte ihr den völligen Untergang zuwege. Die überhand nehmenden Laster erniedrigten die Menschen unter ihre Würde. Sie hatten von ihrer Geselligkeit niemand, als das höchste Wesen und seine wenigen Anbeter, ausgeschlossen; sie würden durch die wollüstige Lebensart das menschliche Geschlecht, nebst dem Noah, vertilget haben; es würden auf ihre üppigen Handlungen, die Unordnungen der Natur, die keiner Bändigung unterworfenen Begierden, die daraus ohnfehlbar erfolgenden Zänkereyen, durch Krankheiten, Streit und Kriege alles, was menschlich war, ausgerottet haben. Daher befand der allweise Gott für gut, alle diese zu sehr eitle Geselligen durch eine Sündfluth wegzunehmen, um durch den einsamen Noah und seine wenigen Kinder ein neues Geschlecht hervorzubringen.

Wer findet bey dieser Geschichte nicht sehr viele Gelegenheit zu den wichtigsten Betrachtungen, die sowol die Ehre der heiligen Schrift und der christlichen Religion, als die Nothwendigkeit der Lehre von der wahren Geselligkeit darthun. Die beyden ersten Handlungen, die Gott von den gefallen Menschen uns aufzeichnen lassen, gehen gerade zu auf die Beförderung der Geselligkeit, nach allen Betrachtungen, die man zu diesem Zweck anstellen kann. Jede Tugend hat zwen Abwege, auf dem einen gelangen wir zu dem gegenseitigen Laster, und der andere führet uns zu dem Mißbrauch der Tugend. Der wahren Geselligkeit ist also sowohl die Ungeselligkeit, als die falsche und sündliche Geselligkeit zuwider. Die erste fanden wir an Kain, die andere an der ganzen Welt, die in der Sündfluth umkam. Beyde hatten schändliche Wirkungen: doch, welches man nicht denken sollte, war das Verderben, das die falsche Geselligkeit stiftete, größser, als das Uebel der Ungeselligkeit; diese ermordete einen frommen Abel, jene aber, die falsche Geselligkeit, brachte eine ganze Welt von Menschen um. Diese, die Ungeselligkeit, ermordete einen Mann, durch
die

die aufgebrachte Leidenschaft eines grimmigen
 Rains; jene aber reizte die Allmacht, Himmel
 und Erde durch Wunder, zur Vertilgung vie-
 ler Millionen Menschen, aufzubieten. Noch
 jetzt haben wir weniger ungesellige Mörder,
 als falsche Geselligen, die den ganzen Erdkreis
 mit allgemeinen Uebeln überhäufen. So sehr
 also ich, in denjenigen Stücken, worinnen auf
 das Verhalten der Religion und Geselligkeit ge-
 gen einander gesehen wird, wider diejenigen
 schreibe, die unter der Decke der Religion den
 Nächsten hassen, und die wahre Geselligkeit zer-
 stören: so und noch mehr erkläre ich mich gegen
 die falsche Geselligkeit, die ihre Folger mit los-
 sen Stricken zusammen kuppelt, und unter dem
 Vorwand der Geselligkeit keinen Unterscheid un-
 ter Bösen und Guten machet, und eine schädli-
 che Art der Indifferentistey, oder Gleichgül-
 tigkeit einführet, welche ich nicht besser als
 durch Mitmachen und sündliche Menschen-
 gefälligkeit erklären kann.





Acht und dreyßigstes Stück.

Das Herz der Lebendigen thut sich stets nach Verbesserung der zeitlichen Umstände sehnen, und wiederholet unzählige male diesen großen Wunsch: Wöchte ich doch noch glücklicher werden, als ich izt bin! Wie fange ich es doch an, diesen großen Wunsch an mir wahr zu machen? Dieses sind die täglichen Bemühungen aller Menschen, denn man findet nur sehr wenige, die mit ihrem Zustande zufrieden sind. Alle vernünftige Bewohner dieser Welt wünschen sich glücklich zu seyn, alle bemühen sich, ihre Umstände zu verbessern; alle machen sich einen Entwurf ihrer Glückseligkeit, und alle bestreben sich die ganze Zeit ihres Lebens, diesen Entwurf auszuführen; ja unter etlichen Tausenden ist oft nicht ein einziger, der nichts zu klagen hätte, und welcher von sich selbst gestünde, daß er seines großen Wunsches theilhaftig geworden.

Ist etwa die zeitliche Glückseligkeit ein Hirngespinnste? Eine Einbildung, ein süßer Traum, ein lebloser Schatten, der immer weiter von uns flieht, dem man immer schnelle nachjagt, und den man doch niemals ergreifen kann? Man sollte es fast denken, wenn man diese Sache nach der kläglichen Erfahrung beurtheilen wollte. Elendes und beklagenswürdiges Geschlecht, welches sich einen Begriff von einer zeitlichen Glückseligkeit erträumt, die niemals erreicht werden kann! So lange man mit der Schöpfung dieses Begriffs beschäftigt ist, so lange ist man über sein eigenes Gemächte vor Freuden gleichsam trunken, und das ist auch alles, was wir davon haben. Eine übereilte Hoffnung feuert uns an, diese eingebildete zeitliche Glückseligkeit zu erreichen. Erlangen wir unsern Zweck? Nichts weniger, als das. Wir stürzen uns in eine Reihe Elend, die uns immer weiter von unserer Absicht entfernen, wir sammeln uns nur noch mehr Dornen, welche uns verwunden, und nicht heil machen. Die vernünftigen Weltweisen sollten uns wohl den besten und vernünftigsten Rath ertheilen können. Freylich sollte dieses so seyn. Allein,

den meisten ist die Glückseligkeit gleichsam ein Stein der Weisen, bey dessen Erfindung sie elend werden. Weil ich nun ein mitleidiges Herz habe, und Antheil an diesem bejammernswürdigen Elende des menschlichen Geschlechts nehme, als will mich in diesen Blättern bemühen, einen Plan zu entwerfen, der einen Menschen ohnsehlbar glücklich machen kann, wenn er demselben folgen wird.

Damit ich allen verständlich bin, so muß ich mich erst erklären, von was vor einer Glückseligkeit die Rede seyn soll. Ich rede izt nicht von der höchsten Glückseligkeit, die in dieser Welt, vornehmlich in dem Geiste des Menschen, bey wahren gläubigen Christen ihren Anfang nimmt, und in alle Ewigkeit fortdauern und zunehmen soll. Diese Glückseligkeit kann nur durch den wahren seligmachenden Glauben an den Gottmensch allein erhalten werden, und die Christen wissen aus dem geoffenbarten Worte Gottes, daß diese höchste Glückseligkeit ohne übernatürliche Gnade Gottes in Christo nicht erreicht werden kann. Ich verstehe in diesen gegenwärtigen Blättern denjenigen Theil un-

ferer

ferer Glückseligkeit, den wir in diesem zeitlichen Leben erlangen sollen, und welcher vornehmlich durch den Besitz äußerlicher Güter verursacht wird. Diese Glückseligkeit soll uns unsere mühsame Wanderschaft nach der Ewigkeit erleichtern und angenehm machen, sie soll uns den Vermuth des zeitlichen Elendes versüßen, und diese Glückseligkeit soll uns in den Stand setzen, daß wir einmal in unserer Todesstunde, mit unserm Leben zufrieden, in die selige Ewigkeit eingehen, und eine fröhliche Aussicht auf jenes Leben mit uns aus der Welt nehmen. Ich will kürzlich mit anmerken, daß dieses eine der größten Vollkommenheiten eines Gläubigen ist, wenn er dem Tode gleichsam recht dreiste ins Gesicht sehen kann, und wenn man diese große Tugend erlangen will, so muß ein jeder Mensch erstlich allein vor Gott seine Sünden bekennen, und sein böses Gewissen allein mit Christi Blute von allen Sünden, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, reinigen. So bald dieses geschieht, so kann er alsdenn mit gereinigtem, geheiltem und gutem Gewissen auf seine vergangenen Lebenstage fröhlich im Glauben zurück sehen, und auch mit fröhlicher Hoffnung der Ewigkeit ent-

gegen gehen, denn es ist nichts verdammliches vor dem göttlichen Gerichte an denen bekehrten Sündern, die in Christo Jesu durch den wahren seligmachenden Glauben sind, und sie wissen, daß ohne den Glauben an den einzigen Mittler zwischen Gott und den Menschen, kein Mensch ein gutes Gewissen hat. Zum Exempel: Paulus hatte vor seiner Bekehrung ein sehr böses Gewissen, desgleichen auch Petrus, der König David, Manasses, die große Sünderin u. s. w. Nachdem sie alle aber ihre Gewissen durch das Blut des Mittlers, durch den Glauben an sein unendliches und vollkommenes Verdienst, gereiniget und geheilet hatten, so hatten sie Friede mit Gott, wegen aller ihrer begangenen wissentlichen abscheulichen Sünden, Missethaten und Verbrechen, hatten ein völlig gutes Gewissen, sie waren los vom bösen Gewissen in alle Ewigkeit, und durften sich vor dem Richtersthule Jesu Christi ganz und gar nicht mehr fürchten; und dieser unaussprechlichen Glückseligkeit können noch jetzt alle sich vor Gott von Herzen demüthigende und gläubige Menschen gewiß theilhaftig werden, und alsdenn ihrem Tode vergnügt entgegen sehen.

hen. Wer selig und vergnügt sterben will, muß auch mit allen seinen Todfeinden und Feinden Friede gemacht haben, und ihnen allen alles von Herzen verzeihen und vergeben, und Gott wird ihm ganz gewiß auch alles, alles vergeben. Man findet zwar in unsern Tagen Leute, welche dem Tode trogen wollen, so bloß nach ihrer Einbildung; allein wenn man ihre seichten Gründe genau prüfet und betrachtet, so ist es bey manchen Verstellung und eine Praletrey, die sich in eine bange Furcht verwandelt, wenn der Tod bey solchen Leuten an die Thüre wirklich klopft. Bey manchen ist es auch Zehcheley, die noch keine rechte Erkenntniß weder von sich selbst, noch von der letzten Veränderung im Tode haben. Manche Menschen, auch wohl Gläubige, begehen diesen Fehler, daß sie sich den Tod aus Ungeduld und Misvergnügen vor der Zeit wünschen, wie ein Hiob und Elias gethan, sie haben aber auch Gott bekennet, daß sie thörllich gethan hatten. Deswegen sich ein jeder Mensch vor dergleichen Fehlern der Ungeduld und der Uebereilung hüten muß.

Damit ich mich aber nicht so weit von meinem Zwecke entferne, als will ich nunmehr weiter-

tersuchen, was doch zur zeitlichen Glückseligkeit erfordert wird. Es ist eine lächerliche Thorheit, wenn ein Weltweiser eine Glückseligkeit erträumt, die zwar an sich richtig ist, aber von den allerwenigsten Menschen erreicht werden kann. Das heißt von der Glückseligkeit anderer Wesen reden, die keine Menschen sind. Wer mit Nutzen diese Materie abhandeln will, der muß eine solche Glückseligkeit predigen, die, wo nicht von allen, doch von den allermeisten Menschen erlangt werden kann, wenn sie nur selbst wollen. Es muß ein Gut seyn, welches die Menschen durch ihr gehöriges Verhalten erlangen können, wenn sie wollen.

Alle Menschen stimmen darin überein, daß sich ein jeder für glücklich hält, wenn er mit seinem Zustande wirklich vergnügt ist. Folglich besteht die zeitliche Glückseligkeit, von der ich jetzt rede, aus zwey Stücken. Einmal, der äußerliche Zustand eines Menschen muß mit so vielen Gütern ausgefüllt seyn, daß ein vernünftiger Mensch damit vergnügt seyn kann, oder daß dadurch ein überwiegendes wahres Vergnügen bey demjenigen entstehen kann, der denselben

selben äußerlichen Zustand gehörig beurtheilt. Ich denke, ich werde nichts vergessen, wenn ich die Muße, die Ruhe und Bequemlichkeit, Geld und Güter, das äußerliche Vermögen, die äußerlichen Ergötzlichkeiten, die Gesundheit, die glückliche Ehe, die Ehre und die Freunde für alle Arten der Güter halte, welche unsern zeitlichen Zustand in dieser Welt glücklich machen können. Das andere Stück der Glückseligkeit ist eine vergnügte Gemüthsart, wodurch ein vernünftiger Mensch in den Stand gesetzt wird, jederzeit seinen Zustand von der besten Seite zu betrachten, und über denselben ein überwiegendes Vergnügen zu empfinden. Ich will das erste Stück zuerst genauer untersuchen.

Wenn die Muße und Ruhe uns Menschen glücklich machen soll, so muß sie nur mittelmäßig seyn. Durch die Arbeiten verstehe ich alle diejenigen Beschäftigungen, wodurch wir uns den Lebensunterhalt verschaffen müssen. Daher nenne ich die Muße einen Zustand, in welchem wir gar keine Beschäftigungen zur Erwerbung unsers Unterhalts vornehmen dürfen, ob wir gleich

gleich in demselben sehr viele Beschäftigungen zu unserm Vergnügen, zum Zeitvertreibe, und zu vielen andern Absichten verrichten. Die Ruhe ist die gänzliche Unterlassung aller Beschäftigungen, aller Handlungen, die wir um gewisser Absichten willen, derer wir uns bewusst sind, unternehmen, dergleichen z. E. der erquickende Schlaf ist.

O Schlaf, o Ruhe, schöne Sache!
 Von der ich so viel Ruhmens mache,
 Ja, du erhältst die Lebenskraft,
 Entfernst von uns das, was hinrafft.
 Du heiterst unser ganz Gemüthe,
 Bessest den Leib, nähst das Geblüte:
 Drum laßt uns unsre Tag' in Ruh,
 Und nur zufrieden bringen zu.

Nun setze man einen Menschen, der beständig arbeitet, der gar keine Muße noch Ruhe hat, und der nicht einmal so viel ruhet, als er zur Erhaltung seiner Kräfte und seiner Gesundheit braucht, kann der glücklich seyn? Das geht unmöglich an. Entweder ist ein solcher Mensch der Geiz in leiblicher Gestalt, und also ist er ein freywilliger Tagelöhner, er mag auch
 seyn

seyn wer er will. Der Geiz ist sein eigener Henker, tausend Sorgen und Unruhen soltern ihn. Allezeit arbeitet er ums Brodts willen, und keine solche Arbeit ist ohne vielfältigen Verdruß, (wie bey unsern schlechten Zeiten diejenigen es beweisen können, welche, um sich und ihre Familie ehrlich zu ernähren, stets ums Brodts willen arbeiten müssen. Wächten doch die Großen und Reichen ihr schweres Elend nur eine kurze Zeit fühlen können, wie herzlich gern würden sie solchen Bedürftigen alsdenn mit Rath, Geld und Gute dienen!) Derjenige so mit Verdruß arbeitet, verdirbt seine Gesundheit und Kräfte. Der elende Mann! Oder er arbeitet beständig aus Noth, und darf ich wohl beweisen, daß ein solcher Mensch höchst elend ist? Ja ich getraue mir zu behaupten, daß alle diejenigen, welche unmaßig arbeiten, dieses allezeit aus Geiz thun, weil kein Mensch so arm ist, der sich nicht dann und wann eine müßige Stunde machen könnte, wenn er mit wenigem zufrieden und vergnügt zu seyn gelernt hat.

Man setze im Gegentheil einen Menschen, der gar zu wenig arbeiten darf, weil er zu viel
Muße

Muße und Ruhe hat, auch dieser kann nicht glücklich seyn. Ist er reich an Geld und Gütern: so will ich hernach zeigen, daß der Reichtum ein Unglück sey. Ohnfehlbar begeht er, durch die Muße verleitet, Ausschweifungen, die ihn endlich unglücklich machen. Oder er verfällt auch in eine völlige Trägheit und Faulheit. Seine Kräfte werden stumpf, weil sie nicht gebraucht werden. Die Zeit wird ihm lang, und nichts ist verdrüßlicher, als die Langeweile. Ein träger Mensch ist sich selbst zur Last, und hat in der Welt keine weitere Absichten, als einen leeren Raum in derselben auszufüllen. Die zeitliche Glückseligkeit erfordert demnach eine mäßige Muße und Ruhe. Wenn ich alle Tage arbeiten muß, aber ich kann auch alle Tage etliche Stunden zu Beschäftigungen anwenden, die nicht höchst nöthig zur Erhaltung meines Lebens erfordert werden: so kann ich mir nach gethauer Arbeit manche vergnügte Stunde machen. Ich kann mich mit der süßesten Ruhe zu Bette legen, weil es nichts verschlägt, ob ich eine halbe Stunde später oder früher erwache. Ich gehe desto freudiger an meine tägliche Arbeiten, weil ich ihr Ende vorher

her sehe, und schon zum voraus das Vergnügen gewahr werde, welches ich mir durch anderweitige ganz freywillige Beschäftigungen machen werde. Nun können die allermeisten Menschen, wenn sie wollen, eine mäßige Muße und Ruhe sich verschaffen. Niemand kann dawider mit Grunde was einwenden, als der Arme. Allein sollte wohl ein Mensch zu finden seyn, der so arm wäre, daß er unaufhörlich arbeiten müßte? Ich meyne es nicht. Der Arme esse manchmal etwas schlechter, und trage sein Kleid ein Jahr länger, so weiß ich gewiß, daß er dann und wann sich eine müßige Stunde machen kann. Folglich können alle Menschen, auch die Armen, dieses Stück der Glückseligkeit gewissermassen erlangen, wenn sie wollen.

Das äußerliche Vermögen, oder die Haabseligkeit, besteht entweder im Gelde und Reichtume, oder zugleich in allen denjenigen körperlichen Dingen, welche die Mittel unserer Noth, durst und Bequemlichkeit sind. Es ist zu unserer Glückseligkeit durch äußere Umstände unentbehrlich, weil wir in die Körperwelt eingestochten sind, und sehr von ihr abhängen. Allein es macht uns nur glücklich, wenn es mit-

telmäſſig groß iſt. Beſitzt man mehr Eigenthum, als unſere Nothdurft und Bequemlichkeit erfordert, ſo iſt man reich; beſitzt man aber weniger, ſo iſt man arm. Die Armuth hindert unſere Glückſeligkeit ungemein. Sie macht uns blöde und höchſt mißvergnügt. Tausend quälende Sorgen und unerfüllte Begierden zerſeltern ohne Aufhören das Herz. Der Arme iſt ein Sklave ſowohl derjenigen, die ihm was zu verdienen geben, als auch derer, die ihm Almosen reichen. Er muß um halben Lohn arbeiten.

Der Reichthum iſt eben ſo ſchädlich. Er iſt bey ſehr vielen Menſchen eine Mutter vieler Laſter, des gierigen Geizes, des unerträglichen Hochmuths, der ſchändlichen Verachtung der Nebenmenſchen, und der kindiſchen Verſwendung. Der Reiche lebt gemeiniglich in den Tag hinein, und er vergißt der geiſtlichen und ewigen Gnadengüter. Die bloße Bewachung des Reichthums iſt eine verdrüßliche Sache. Der Reiche muß eine Reiſe vornehmen. Kann er wohl vergnügt ſeyn? Beſtändig denkt er, wie wenn du in deiner Abweſenheit beſtohlen würdeſt? Wer aber nichts hat, iſt ſicher, daß ihm nichts

nichts gestohlen werden kann. Der Reichthum macht keinen Menschen glücklich, er ist ein prächtiges Elend. Kein Mensch, der glücklich werden will, muß sich Reichthum wünschen; aber er muß auch die Armuth vermeiden, und die können, ob es gleich ist sehr schlechte und nahrlose Zeiten sind, die allermeisten Menschen vermeiden, wenn sie nur wollen. Die allermeisten Armen sind arm, weil sie es sich einbilden. Wer so viel Vermögen besitzt, als er zu seiner Nothdurft und Bequemlichkeit braucht, der ist nicht arm, sondern wohlhabend. Man merke dies wohl. Nun darf man nur, (wenn es nicht anders seyn kann,) mit wenigem vergnügt seyn, wie es unsere Natur ist; so ist es unmöglich, daß man arm seyn könnte. Kann ich nicht viel Hauszins geben, so miethe ich nur ein kleines Behältniß. Kann ich keinen Wein und kein Bier bezahlen, so trinke ich Wasser, das kostet nichts. Habe ich nicht Geld genug, meine Mahlzeiten aus unterschiedlichen Gerichten zusammen zu setzen, so esse ich mich an einem Gerichte satt. Wer nicht viel Kleider bezahlen kann, der frage nur eins. Wer nicht nach der veränderlichen Modepracht gepußt ge-

hen kann, der gehe nur reinlich, obgleich schlecht. Kurz, man vermindere die unnöthigen Ausgaben zur Pracht, Hoffart, und zu den Bequemlichkeiten des Lebens, so kann ich eben so vergrüßt seyn, und ich vermeide die Armuth.

Die blossen unordentlichen Begierden sind die gewöhnlichsten Ursachen der Armuth. Man denke ja nicht, daß dieser Vorschlag ein Hirngespinnste sey. Ein Exempel soll es beweisen. Wenn ich mit meinen Augen sehe, daß ein Holzhauer sich in der Mittagsstunde auf einen Stein setzt, und sein Mittagsbrod, welches vielmal nur aus einem Stücke groben Brods bestehet, begierig verzehret; so beneide ich ihn seines vor trefflichen Appetits wegen. Mit der vergnügtesten Gesichtsmine von der Welt verzehret er seine Kost; ein Bissen jagt den andern, und keinem Fürsten schmecken seine Mahlzeiten so vor trefflich. Was hat ein Mensch in der Welt von allen zeitlichen Dingen, als das Vergnügen? Ich mag also so wenig Eigenthum besitzen, als möglich; macht es mich nur vergnügt, so bin ich wohlhabend. Da nun jedermann vergnügt seyn kann, er habe auch noch so wenig, wenn es nur seine mäßigen Begierden erfüllt, so ist er

er in diesem Stücke glücklich. Und es können demnach alle Menschen, oder doch die meisten, reich genug seyn, wenn sie nur selbst wollen.

Es besteht auch die zeitliche Glückseligkeit in den äußerlichen Ergeslichkeiten, und ich rechne dahin alles dasjenige, was zunächst nur unser Vergnügen vermehrt. Das Lesen anmuthiger Schriften, das Spielen, die Spaziergänge, der Umgang mit artigen Leuten, die vernünftige Gartenlust, und sehr viele andere Sachen gehören zu den äußerlichen Ergeslichkeiten. Es sind derselben so mancherley, daß die ganze sichtbare Welt erklärt werden kann, durch eine Reihe neben einander befindlicher oder auf einander folgender Ergeslichkeiten.

Braucht sie, dann sie verschwinden bald,
Genießt in Gärten, in dem Wald,
Und auf der bunten Wiese,
Was uns die Huld des Schöpfers heut,
Und macht durch die Vergnügsamkeit
Die Welt zum Paradiese.

Sey du mein Loos, Zufriedenheit,
Bring mich zum Ende meiner Zeit
In unbemerkten Jahren.

U u 3

Mein

Mein Leben sey, das wirke du,
Gleich einer sanften Mittagsruh,
Und Denten mein Erfahren.

Die Weisheit winkt, auf ihrer Spur
Durchwandle forschend die Natur.
Genieß der höhern Gaben.
Den, der nie ihren Reiz empfand,
Laß in der eckeln Lüste Land
Mauhwürfisch sich vergraben.

Wem giebt, wann einst die Todesnoth
Mit schreckenvollen Bildern droht,
Der Mammon Trost und Kraft?
Man merket ihn mit banger Neu,
Wie schwer er zu verlassen sey,
Und wird hinweg geraft.

Wenn uns Menschen also die äußerlichen
Ergeglichkeiten glücklich machen sollen, so muß
man sie vernünftig und nur mittelmäßig genieß-
sen. Der gar zu große Ueberfluß desselben macht
Eckel und Verdruß. Er verzärtelt die mensch-
liche Seele, und macht sie weibisch und unge-
schickt zu allen wahrhaftig menschlichen Verrich-
tungen. Ein unbedachtsamer und wilder Wol-
lüstling, der in eiteln Wollüsten schwimmt, weiß
nicht

nicht mehr, was er sich vor Wollüste und Zeitvertreibe machen soll, weil er an den alten Lustbarkeiten den Geschmack gleichsam verloren. Ein Säuser verliert endlich das Vergnügen an dem Trunke, und der ist ihm also keine Ergeslichkeit mehr. Einem Wollüstigen, einem Stolzen eckelt endlich vor der eiteln Wollust und Hoffart, und dem vergänglichem Dunst der Ehre. Dieses alles ist ihm gleichsam zur Last geworden. Die vornehmste Regel eines vernünftigen Epicurers ist: Brauche die Ergeslichkeiten sparsam und wenig, damit sie nicht aufhören Ergeslichkeiten zu seyn. Hat man zu wenig davon, so kann man nur sehr schwer vergnügt seyn. Wer also glücklich seyn will, der muß mittelmäßige Ergeslichkeiten genießten, und die kann ein jeder Mensch haben.

Alles in dieser sichtbaren Welt kann eine Ergeslichkeit seyn, denn in einem jeden Geschöpfe liegt eine reizende Schönheit. Und gesetzt, es wäre ein Mensch bettelarm, so ich niemand wünschen will, aber gesetzt, es wäre es jemand, so wird doch ohne Zweifel an dem Orte, wo einer bettelt, eine Wiese seyn, an die ein Wald

grenzt, und bey welcher ein Strom vorbey fließt.
 Nun gut, da kann sich ein Mensch genung er-
 gehen. Ich will mein eigen Exempel anführen,
 um die Sache deutlicher zu machen. Ich gebe
 an einem heitern Frühlingstage auf eine Wiese,
 ich lege mich unter den Schatten eines grünen-
 den Baumes, der an dem Ufer des Flusses ste-
 het. Hier bin ich zufrieden, hier vergnüge ich
 mich, ich vergeffe alle andere Herrlichkeiten der
 Welt, weil ich vor meinen Augen einen Teppich
 ausgebreitet sehe, dessen grüne Grundfarbe mit
 tausend glänzenden und farbichten Blumen
 durchwirkt ist; vortrefliche und balsamische Ge-
 rüche duften mir bey jedem Schritte gleichsam
 entgegen, meine Lebensgeister werden bey jedem
 Athemzug gestärket, der Ambraduft wird mir
 von allen Seiten her zugehaucht.

Die Sinne sind von sanftem Reiz zumflößen,
 Es ahmt mein Geist der Gegend Stille nach,
 Und schwimmt in Lust. Der Fluß schleicht un-
 entschlossen

Durch Feld und Trift; bejahrter Bäume Dach
 Bockt ihn zur Ruh, und helle Quacken rauschen
 Durch Blumen fort. Die kleinen Säng'er lau-
 schen

Voll

Woll Zärtlichkeit auf Gatten, welche glühen,
Und, singend sie stets näher lockend, stiehn.

Die Ruhe fleucht von schimmernden Pallästen,
Die willig sich dem Landmann zugesellt.
Was hilfts, aus Gold und Silber sich zu mästen,
Wann Ekel herrscht, und Schmerz die Luft ver-
gällt?

Der Neid knirscht nicht um niedre Bauerhütten,
Den Großen kriecht er nach mit langen Schritten,
Verleumdung steht ihm bey, ihr scharfer Zahn
Fällt würgend oft des Glückes Liebling an.

Der Landmann schaut erfreut auf reife Saaten,
Die um sein Dorf in vollen Aehren stehn,
Sein saurer Schweiß ernähret grosse Staaten,
Ihn trügt kein Reiz, was nützt, das findet er
schön.

Die Gattin sieht vergnügt, wie in dem Kühlen
Um sie herum die frohen Kinder spielen,
Wie jedes scherzt, und sorglos lacht und springt.
Sie sieht es gern, und fühlt sich selbst verjüngt.

Es sind noch mehr angenehme Empfindun-
gen auf dem Lande übrig. Ich höre das Nie-
seln des Bachs, der melodiereiche Gesang der
Nachtigall tönt in meinen Ohren. Das Sau-

fen der Westwinde kühl den heißen Mittag und die ganze Natur ab, schlägt sanfte die Blumen, und streift durch die Saaten. Hirt und Herde irren in dustenden Gefilden und Sängen, die lange Haine bilden, wo der Gesang vom dunkeln Auserhalt voll froher Lust durch Berg und Thal erschallt. Bin ich in diesem vortrefflichen Zustande nicht ein beneidenswürdiger Mensch? Möchten doch die Menschen die Kunst verstehen, sich zu vergnügen und sich vernünftig zu ergen! Die allerbesten Ergötzlichkeiten kosten kein Geld, die ganze Natur ist damit erfüllt, und es kann sie jedermann haben. Alle diejenigen, die über den Mangel vernünftiger Vergnügen klagen, sind so kindisch, daß sie nun eben, mit ihrer irrenden Einbildung, auf ein Vergnügen fallen, das sie just nicht haben können. Wer heißt ihnen das? Wer die vernünftige Ergöglichkeit nicht haben kann, die er haben will, der muß dieselige haben wollen, die er haben kann; und es ist ohne Widerrede klar, daß bey kluger Beobachtung dieser Regel, alle Menschen genug Ergötzlichkeiten haben können, zumal wenn sie als vernünftige Geschöpfe, sich bey allen ihren vernünftigen Vergnügungen, vernünftig auf-

füh-

führen. Geizhälse, deren größtes Vergnügen ist, Gold und Silber zusammen zu scharren, den Goldklumpen täglich zu häufen, die sich nie um den Schaden Josephs bekümmern, die nie etwas nütliches lesen, welches ihr hartes Herz bessern könnte, welche die nützlichsten Bücher mit finstern Blicken ansehen, und die wahren Nothleidenden und Armen für Nichtswürdige achten, die kaum der Menschheit, ihrer irrenden Meynung nach, werth sind. Alle dergleichen Geizhälse meynen auch, daß sie sich vernünftig an Gold und Silber vergnügen, aber welcher Selbstbetrug! Denn wie kann aus der unvernünftigen Grundbegierde, nämlich: den Goldklumpen bloß aus Geiz zu vergrößern, um recht sehr reich zu seyn, oder um einen recht sehr großen Borrath auf undenkliche Zeiten zu haben, damit man ja nicht etwa verhungere, oder Noth leiden müsse, und damit es einem ja nicht fehlen könne, u. s. w. Wie kann daraus ein vernünftiges Vergnügen folgen? Wie kann bey solchem Reichthume, wo keine Menschenliebe zum Nächsten, zu denen wahren Armen und wahren Bedürftigen zu finden ist, wie kann dabey ein vernünftiges Vergnügen seyn? und was
muß

muß das vor ein Herz seyn, welches des Goldes und Geldes nicht satt wird, und seinem bedürftigen Nächsten nichts ansehnliches davon zu fließen läßt? denn mit einem Pfennig und geringen Geldstücke ist Armen und Nothleidenden nichts geholfen, ob gleich viele Geizige auch nicht einmal Pfennige den wahren Armen geben. Denn müßige, faule Bettler sind eben solche unnütze Leute in der Welt, als die Geizigen selbst sind; und solche müßige und faule Bettler, die gar nichts arbeiten wollen, wenn auch noch Arbeit vor sie da ist, thäten besser, daß sie nach Utopien reiseten, wo die gebratenen Tauben in Mund fliegen, als daß sie andere arbeitsame Menschen ansprächen und belästigten. Es wäre zu wünschen, daß goldene Zeiten würden! damit die Geizigen des Goldes und Silbers, aus Ueberflusse, gleichsam überdrüssig würden, und die Armen auch Brods und Gelds genug haben möchten! Wie glücklich ist dasjenige Land, und diejenige Stadt, wo jeder Mensch seine tägliche Nahrung findet, und wo Gold und Silber so überflüssig auf den Strassen, wie zu des Königs Salomo goldreichen Zeiten, zu
fine

finden ist! Ich muß meine Betrachtung noch in etwas erweitern.

Die Gesundheit ist ein unentbehrliches Stück der zeitlichen Glückseligkeit. Die Krankheit erfüllt das Gemüth mit einem Schmerze, der alles übrige Vergnügen verdunkelt und auslöscht. Eine Krankheit nennet man in der weitesten Bedeutung einen jedweden Zustand eines lebendigen Wesens, wodurch es zu gewissen Wirkungen, welche ihm möglich seyn sollen, untüchtig wird; und Krankheit ist ein unreines Abstractum am Menschen. Die Abstracta (abgesonderte Dinge) theilet man in reine und unreine Abstracta ein. Zum Exempel: Von einem vernünftigen Geschöpfe ist der Verstand ein reines Abstractum, die Sterblichkeit aber ein unreines. Von einem Gelehrten ist es ein reines Abstractum, daß er Wissenschaft besitze, ein unreines Abstractum aber, daß er krank ist. Ob nun gleich Krankheit etwas schmerzliches und unreines Abgesondertes ist, so ist dennoch auch hier die Mittelstraße nöthig. Eine gar zu grosse Gesundheit ist bey sehr vielen Menschen eine abscheuliche Gesundheit. Ein vollkommen

gesunder Mensch ist zu muthwillig und wollüstig; denn der höchste Grad der Gesundheit verleitet gemeiniglich die mehresten Menschen zu Ausschweifungen, und wohl gar zu Bosheiten, weil sie die so kostbare Gesundheit unvernünftig misbrauchen. Ist hingegen die Gesundheit gar zu klein und zu schlecht, so hat die Krankheit und Schwachheit das Uebergewicht, und es ist einem jeden bekannt, daß dieß ein elender Zustand sey; bey welchem die meisten Menschen ungeduldig sind, und sich nicht wie jene heilige Männer Gottes aufführen, die als Bürger des Himmels und der seligen Ewigkeit im Geist lebten, und mit ihren Gedanken durch die Zeit in die selige Ewigkeit hindurch gedrungen waren, diese heiligen Männer beurtheilten die Sache dieser Zeit weit anders und besser als wir, die wir noch Kinder am Verstande sind, sonderlich in geistlichen und göttlichen Dingen. Sie wußten, daß alle unsere Trübsal, auch Krankheit, zeitlich und leicht ist, und daß wir nur eine kleine Zeit leiden.

Soll uns die Gesundheit glücklich machen, so muß sie in dieser gegenwärtigen sichtbaren Welt

Welt mit kleinen Krankheiten und Schwachheiten gleichsam verbunden seyn; doch so, daß die Gesundheit das Uebergewicht behalte: und da behaupte ich, daß die meisten Menschen, denn von allen ist hier die Rede nicht, weil sehr viele einen sehr kränklichen und schwächlichen Leib mit auf die Welt bringen,) eine solche mittelmäßige Gesundheit haben können, wenn sie nur selbst wollen. Eine gute und regelmäßige Diät, oder Ordnung im Essen und Trinken ist ein ohnfehlbares Mittel zu dieser Gesundheit, und die können alle Menschen halten, und sich in Acht nehmen, wenn sie nur wollen. Denn wo Bacchus und Venus stets regieret, da findet sich gemeinlich Aesculap ein; oder man fängt an kränklich zu werden.

Ueberfällt mich aber ja bey einer guten und regelmäßigen Diät eine schmerzhaftige Krankheit, so erhalte ich mein vernünftiges Vergnügen durch folgende Betrachtungen: 1) Bin ich etliche Wochen krank, so denke ich bey meiner Krankheit mit Vergnügen an die Tage zurück, da ich nicht krank gewesen bin: denn ein jeder Mensch ist viel mehrere Tage gesund und munter, als krank und schwächlich. Ich denke als ein glücklicher

unabhängiger Mann

biger

(die Welt ist ein Theater, und wir sind nur Zuschauer)

biger Christ an die Weisheit, Allmacht, Güte und Gnade Gottes auch bey meinen kränklichen Umständen, ich hoffe auf seine unendliche Liebe und Gnade gegen das ganze menschliche Geschlecht, folglich auch gegen mich.

2) Ich freue mich schon mit der süßesten Hoffnung auf die Gesundheit, die ich wieder erhalten soll: denn die wird mir viel angenehmer seyn, als alle übrige Gesundheit, die auf keine Krankheit folgt. Ich brauche deswegen einen erfahrenen, gelehrten und behutsamen Arzt, und gebrauche vernünftig seine mir gegebene Arzneyen. Ich folge nicht dem unvernünftigen Eigensinne und Unsinn, den manche Kranke hegen, welche denken ohne Arzney schon von sich selbst wieder gesund zu werden; und weil solche eigensinnige Kranke nicht zu rechter Zeit durch einen geschickten und behutsamen Arzt, und durch den vernünftigen Gebrauch seiner ihnen vorgeschriebenen Arzneymittel, ihrer kranken Natur zu Hülfe kommen lassen, oder allerhand Arzneymittel von jedermann, der ihnen nur etwas einzunehmen bringt, in ihren kranken Leib unbedachtlich schütten, sich sehr oft selbst ihren Sarg gebauet haben. Mein, ich ehre den verständigen und erfahrenen Arzt, denn der Herr hat ihn geschaffen.

(Die Fortsetzung dieses Stückes folgt im 1ten Theile.)

W18

ULB Halle

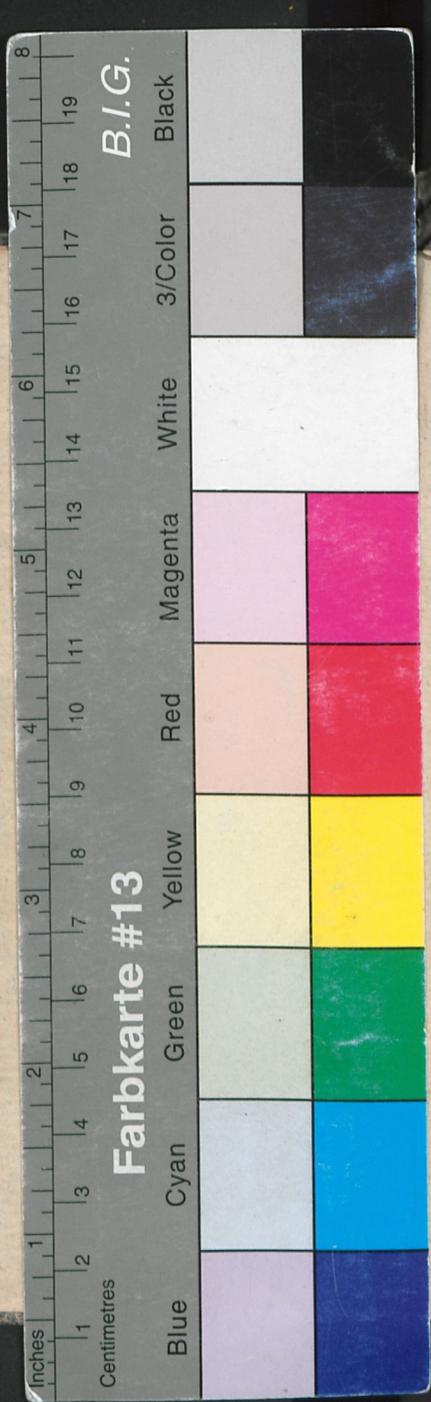
3

007 215 606



7





B.I.G.

Farbkarte #13

Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black

Der
Englische Greis,

von * * *



Zehnter Theil.



Hamburg, 1767.

